

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Der erste Kulturkampf in Preußen um Kirche und Schule

Schwartz, Paul

Berlin, 1925

III. Der kommende Mann.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-305

III.

Der kommende Mann.

Der König vollendete am 25. Sept. 1786 sein 42. Lebensjahr. Er war also, wie man sagt, ein Mann in den besten Jahren. Dem Prinzen Friedrich Wilhelm war vordem der Ruhm, der stattlichste und schönste Mann des Hofes zu sein, nicht bestritten worden. Auch der König Friedrich Wilhelm war immer noch ein stattlicher und schöner Herr, aber doch mit Einschränkung. Seine Stattlichkeit nahm erschreckend zu, und die Schönheit wurde von dem Fett überwuchert. Nur seine Liebenswürdigkeit blieb sich gleich; sie bezauberte nach wie vor alle, die mit ihm in persönliche Berührung kamen. Ihnen war und blieb er der „Vielgeliebte“. Dem Volke aber, das ihn nur von fern erblickte, hieß er der „Dicke“, gerade wie König Friedrich von seinem Nachfolger als von seinem „dicken Neffen“ gesprochen hatte, und das meist in wegwerfender Bedeutung. Von dem großen Oheim hatte Friedrich Wilhelm nur die Mißhandlung der deutschen Sprache in Wort und Schrift als geistiges Erbe überkommen.¹⁾

Die Riesengestalt des Königs täuschte über den körperlichen Verfall hinweg, der schon begonnen hatte und schnell fortschritt. Er führte den Beinamen „der Vielgeliebte“ nicht bloß wegen seiner

¹⁾ Hier mag das Urteil des Ministers Frhrn. H. F. K. vom Stein Platz finden, durch das er dem Doppelwesen in Friedrich Wilhelm II. gerecht zu werden sucht: „Der König vereinigte mit einem starken, durch Studium der Geschichte bereicherten Gedächtnis einen richtigen Verstand und einen edlen, wohlwollenden Charakter, ein lebhaftes Gefühl seiner Würde; diese guten Eigenschaften verdunkelte Sinnlichkeit, die ihn von seinen Mätressen abhängig machte, Hang zum Wunderbaren, zur Geisterseherei, wodurch mittelmäßig schlaue Menschen ihn beherrschten, und Mangel an Beharrlichkeit. Einen großen Teil der Fehler seiner Regierung muß man jedoch der Nation zuschreiben, die sogleich ohne Rückhalt und Anstand vor seinen Günstlingen Bischoffwerder und Woellner und seinen Mätressen kroch, in der Folge seine besseren politischen Pläne vereitelte und seine Freigebigkeit auf eine unwürdige Art bei der Versenkung der polnischen Güter mißbrauchte.“ (Pertz, G. H., Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein 1. Berlin 1859. S. 73.)

Liebenswürdigkeit. Frauenliebe hatte er mit Leidenschaft gesucht und mit Leichtigkeit gefunden. Die vergeudete Lebenskraft sollte jetzt — ein vergebliches Bemühen — durch allerhand Essenzen und Elixiere wieder aufgefüllt werden. Der ursprünglich starke Leib beherbergte einen schwachen Geist. König Friedrichs starker Geist hatte sich mit einer schwachen leiblichen Hülle begnügen müssen; das „elende Seelenfutteral“ hatte dem Geist viel zu schaffen gemacht, aber ihn nie zu bewältigen vermocht. Friedrich Wilhelms Leib und Geist aber standen nicht im Kampf; der Leib als der stärkere Teil verstrickte den schwächeren in seine Ohnmacht. Beide, Leib und Geist, haschten nach Mitteln, die geeignet sein sollten, dem gemeinsamen Verfall zu wehren. Versagten die natürlichen Mittel den Dienst, so mußte man's mit den übernatürlichen versuchen, die — wie man sich erzählte — schon manchem geholfen hatten, an dem die irdische Kunst der Ärzte machtlos gewesen war. „Leute, die durch betrügliche Gaukeleien, als Goldmacher, Geisterbanner, Wahrsager, Schatzgräber das Publikum hintergehen, haben, außer der ordinären Strafe des Betrugs, Zuchthausstrafe auf sechs Monate bis ein Jahr und öffentliche Ausstellung verwirkt.“ So stand es im Allgemeinen Gesetzbuch II. Tit. 20, Abschn. 15 „Von Eigennutz und Betrug“, § 1402 zu lesen. Aber war denn ein König Publikum? Galt denn nach Friedrichs Tod noch in Preußen der Satz, daß das Gesetz über dem Herrscher stehe?

Der Mann mit dem weiten Gewissen, der auf dergleichen bedenkliche Fragen um beschwichtigende Antworten nicht verlegen war, stand schon seit Jahren als — Berater ist zu wenig gesagt — Leiter neben Friedrich Wilhelm, wie ein Hexenmeister, der den schwachmütigen und wundergläubigen Adepten unter dem Bann seines Zauberstabes hält. Das war Johann Christoph Woellner, der mit dem schriftlichen Zeugnis König Friedrichs belastet war: „Der Woellner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe.“

Woellner war jetzt 54 Jahre alt. Seine Lebensbahn war nicht in geradem Aufstieg verlaufen; auf Zickzackwegen war er zur Höhe emporgeklettert. Sein Vater war Pfarrer zu Döberitz bei Spandau gewesen, und gleich vielen Sprößlingen aus Pfarrhäusern wurde auch der Sohn dem geistlichen Stande zugeführt. Mit unzureichender theologischer Vorbildung ausgestattet, aber mit den Ansichten eines oberflächlichen Rationalismus erfüllt, erhielt er schon als Zweiundzwanzigjähriger den Ruf zum Pfarramt in Groß-Behnitz im Havelland. Der gewandte, nicht unschöne junge Geist-

liche gewann sich das Wohlwollen der Patronatsherrin, der verwitweten Gräfin Charlotte Sophie Itzenplitz. Er wurde ihr Berater auch in weltlichen Geschäften und erwies sich darin nicht ungewandt. Im J. 1760 legte er sein Amt nieder¹⁾, um sich ganz der Bewirtschaftung der Itzenplitzischen Güter zu widmen. Die Gräfin stellte seine Zukunft dadurch sicher, daß sie ihm eine Domherrnpründe in Halberstadt kaufte.²⁾ Ihre Kinder, Sohn und Tochter, wuchsen heran. Dem jugendlichen Sohn gab sie den dreißigjährigen Woellner zur Seite und überließ ihnen gegen eine Pachtsumme ihre Güter. Woellner ging ganz in seinem neuen Beruf auf. Daß er darin nicht untüchtig war, bewiesen seine Schriften, die ihm den Ruf eines hervorragenden Finanzwissenschaftlers eintrugen.³⁾ Er gewann die Neigung der jungen Gräfin Amalie und führte sie 1766 als Gattin heim. König Friedrich, jeder Mesalliance abhold, meinte, es wäre nicht mit rechten Dingen zugegangen, wenn dieser Mann ohne Namen in eine der vornehmsten Familien hineinheiratete. Er wollte das Edelfräulein in Schutzhaft nehmen lassen. Aber die Verhaftung erfolgte zu spät; die Gräfin Itzenplitz war am Tage zuvor Frau Woellner geworden. Es ergab sich nichts für Woellner Belastendes; als aber nach einiger Zeit einer von der Itzenplitzischen Verwandtschaft beim König um die Verleihung des Adels an den bürgerlichen Eindringling anhielt, lehnte der entrüstete Herrscher das Gesuch ab und schrieb Woellner das unorthographische, aber wahrheitsgemäße Zeugnis: „Der Woellner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe.“⁴⁾

¹⁾ Nachfolger wurde sein Vater und nach dessen Tod (1765) sein Bruder.

²⁾ Er war Kanonikus des Oberkollegiatstiftes Unserer Lieben Frauen.

³⁾ Woellner, J. Ch. v., Unterricht zu e. auserlesenen ökonom. Bibliothek. Th. 1, 2. Berlin: Reimer 1764/5. — Derselbe: Die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg, nach ihrem großen Vortheil ökonomisch betrachtet. Berlin: Reimer 1766. — Home, F., Von den Grundsätzen des Ackerbaues . . . aus d. Engl. mit Anm. v. J. Ch. v. Woellner. Berlin 1763. 2. Aufl. ebenda 1779; 3. ebenda 1782.

⁴⁾ Gleich nach dem Tode König Friedrichs wandte sich Frau Woellner, als „victime de l'injustice la plus cruelle“, an dessen Nachfolger mit der Bitte, die sie und ihre Familie betreffenden Verfügungen des Verstorbenen aufzuheben. Sie legte folgende Darstellung des Sachverhaltes bei: „Der Gen. Leutn. von Itzenplitz, Vater der jetzt verehelichten Woellnern, setzte diese seine Tochter nebst ihrem Bruder zur Erbin ein und verordnete dabei: daß, wenn sie mit Rat ihrer Mutter zu heiraten resolvire, sie das Recht haben soll, über diese Erbschaft en faveur des Ehegatten oder sonst frei und ungehindert zu disponieren. Im Januar 1766 heiratete sie mit Einwilligung ihrer Mutter und ihres Bruders ihren jetzigen Ehemann als damaligen Canonicum zu Halber-

Woellners ökonomische Schriften sowie eine Reihe Abhandlungen über Haushaltung, Ackerbau und Gartenbau, die er in F. Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ veröffentlichte, begründeten sein Glück. Prinz Heinrich, König Friedrichs Bruder, nahm ihn 1770 als Kammerrat in Dienst. Nun siedelte er nach Berlin über, der richtigen Stelle für einen ehrgeizigen und ränkesüchtigen Mann seines Schlages. Aber statt auf dem ruhmvoll beschrittenen Wege des Staatswirtschaftlers fortzuschreiten, ver-

stadt, welcher sich durch den ihrer Familie in Arrangierung und vorteilhafter Administration ihres Vermögens seit vielen Jahren geleisteten Beistand das Vertrauen und die Zuneigung derselben erworben hatte. Da aber des Höchsts. K. M. war hinterbracht worden, als ob die Woellnerin zu dieser Ehe gezwungen sei, so verordneten Höchstsdies. unterm 14. Jan. 1766: daß das Justizdepartement die Sache untersuchen und, wenn die Anzeige gegründet wäre, die Ehe nicht zulassen solle. Bei der äußerst strengen Untersuchung fand sich aber, daß die Woellnerin ihren Mann aus freier Neigung geheiratet und die Ehe mit ihm schlechterdings fortsetzen wollte. Mutter und Bruder bestunden darauf um so mehr, da nach dem Stand und der Herkunft des p. Woellner nicht der geringste Grund vorhanden sei, diese Ehe unter die in den Gesetzen verbotenen Mißheiraten zu rechnen. S. K. M. verordneten darauf unterm 7. Febr. 1766: daß es bei der Ehe sein Bewenden haben und nur darauf gesehen werden solle, daß der Familie in ihren Rechten für die Zukunft nicht präjudiziert werde. Hätte die Woellnerin Lehn- oder Fideikommissgüter gehabt, so wäre allenfalls noch ein Schein Rechtens vorhanden gewesen, für die Sicherheit der Familie zu sorgen. Da aber ihr Vermögen bloß in Kapitalien bestand, worüber sie nach der vorallegierten Verordnung ihrer Eltern frei zu verfügen berechtigt war, so war gar kein Grund vorhanden, sie in ihrer Disposition zu verhindern. Dem ohnerachtet wurde das gesamte Vermögen der Woellnerin in Beschlag genommen und nicht allein ihr, sondern auch sogar ihrer Mutter, aus der ganz ungegründeten Vermutung, daß dieselbe blödsinnig sein müsse, Vormünder bestellt. Über dieses alles aber verlangte man noch von der Woellnerin, daß sie sich der Disposition über ihr Vermögen auf den Todesfall begeben sollte. Ob nun zwar der Woellner, um seine Frau und Schwiegermutter von ferneren Unannehmlichkeiten und Kränkungen zu befreien, seine Bereitwilligkeit zu dergleichen Abkommen erklärt hatte, so wollte dennoch desselben Frau sich hierin die Hände nicht binden lassen, auch widersprachen Mutter, Bruder und Vormund diesen offenbar unbilligen Forderungen, und Woellner selbst nahm seine Erklärung mit allem Recht wieder zurück. Das Ministerium, welches in der Folge die Härte dieser Behandlung einsah, berichtete zwar im J. 1777, daß ferner keine Ursache zur Fortsetzung der Vormundschaft vorhanden sei und der Woellnerin die freie Disposition gar wohl überlassen werden könnte; allein S. K. M. fanden damals noch nicht geraten, von dem, was bisher verfügt worden, abzugehen, und so kontinuierte diese Kuratell bis auf den heutigen Tag.“ Friedrich Wilhelm hob sofort die von seinem Oheim verfügten Maßregeln auf. Der Haß Woellners gegen König Friedrich ist zu verstehen und zu entschuldigen.

mochte er einem theologischen Rückfall nicht zu widerstehen und geriet zu seinem Schaden auf einen Abweg.

Viel hat man über die Freude der Deutschen am Vereinsleben gespottet, über die Vereinsmeierei. Sie ist in der Tat nicht gering. Auch damals stand sie in Blüte. Neben den Tabagieen, den Abendgesellschaften, den Klubs und den Kränzchen bestanden geheime Gesellschaften, die den Nichteingeweihten durch einen gewissen heiligen oder unheiligen Schauer von sich fernhielten: die Freimaurerlogen, die Orden der Illuminaten und der Rosenkreuzer. Diesen geheimen Gesellschaften gehörten ausschließlich gebildete Leute der besseren Stände an; hier war ihnen eine gewisse religiöse und politische Betätigung in engerem Kreise gestattet, die ihnen im öffentlichen Staatsleben versagt war. Woellner trat bei den Freimaurern ein, den Vertretern der Aufklärung, und endete bei den Rosenkreuzern in der dicksten Finsternis. Er wurde Mitglied der Loge zu den drei Weltkugeln, die eine stark gemäßigte Aufklärung vertrat, und stieg bald zum Stellvertreter des Großmeisters auf. Entscheidend für sein weiteres Leben wurde die Bekanntschaft mit dem Obersten J. R. von Bischoffwerder, einem überzeugten Anhänger des Mystizismus und des Wunderglaubens und eifrigen Mitglied des Rosenkreuzerordens. Daß sich Woellner zu Bischoffwerders Ansichten bekehrt hat, ist nicht anzunehmen; wohl aber hat er damit gerechnet, durch ihn und seine Gesellschaft vorwärtszukommen. Der tatkräftige, keck auf sein Ziel losgehende Mann zog sich von den Freimaurern zurück und gründete in Berlin die Rosenkreuzerloge „Friedrich zum goldenen Löwen“. Daß er bald ihr tonangebender Leiter wurde, ergab sich von selbst.¹⁾ Als Bischoffwerder nach Berlin übersiedelte, trat er in die Loge ein. Zwischen ihm und Woellner herrschte bald das innigste Einverständnis. Sie bereiteten sich zu gemeinsamer Arbeit für die Zeit vor, die bald kommen mußte, für die Stunde, in der König Friedrich aus dem Leben schied und der Schwächling Friedrich Wilhelm das Zepter ergriff. Bischoffwerder war während des Bayrischen Erbfolgekrieges (1778), in dem er eine Freikompanie führte, mit dem Thronerben bekanntgeworden und hatte ihm gar bald die schwache Seite abgewonnen.

Im Sommerfeldzuge 1778 in Böhmen hatte der Prinz als Führer einer stärkeren Heeresabteilung mit Umsicht und Tapferkeit seines

¹⁾ Woellner führte den Ordensnamen Heliconus (auch Chrysophiron) und verfaßte 'Die Pflichten der G[old]. und R[osen]. Creuzer]. alten Systems in Juniorats-Versammlungen abgehandelt' (Berlin) 1782; ferner 'Reden . . .'. München 1792.

Befehlshaberamtes gewaltet. König Friedrich, sonst von eisiger Kälte gegen den Neffen, hatte ihm in den warmempfundenen Worten seine Anerkennung ausgedrückt: „Ich betrachte Euch von nun an nicht mehr als meinen Neffen, sondern als meinen Sohn.“¹⁾ Nach dem Rückzug, auf dem der Prinz sich besonders bewährt hatte, wurde am 21. Sept. auf drei Wochen ein Lager bei Schatzlar²⁾ bezogen. Hier ging mit dem Prinzen eine merkwürdige Veränderung vor sich. Wie er einmal in seinem Zelte saß, fuhr er unter der Berührung durch eine unsichtbare Hand zusammen, und gleichzeitig sagte eine ihm unbekannte Stimme: „Jesus.“ Er also war's, der Heiland, der ihn berührt und sich ihm gleichsam vorgestellt hatte. Man möchte argwöhnen, des Prinzen neuester Bekannter, Bischoffwerder, sein späterer Oberspukintendant, habe die Rolle des Heilandes gespielt. Denn seit der Bekanntschaft mit Bischoffwerder umgab der Geisterspuk den Prinzen, erfreute und tröstete, schreckte und quälte ihn; folgte ihm aus dem Zelt bei Schatzlar nach Breslau, nach Berlin, Charlottenburg und Potsdam — überallhin, wo aber zugleich auch Bischoffwerder weilte. Auf den Prinzen machte der Vorgang einen tiefen Eindruck. Lust und Heiterkeit wichen aus seinem Wesen. Als der König sein Winterquartier in Breslau nahm und der Prinz mit ihm, besuchte diesen im März seine Mätresse Wilhelmine Enke. Sie fand den Geliebten ganz ausnehmend verändert; er war still und verschlossen, und sein Charakter kam ihr ganz umgestimmt vor. Er selbst wollte diese auffällige Veränderung nicht wahr haben; wohl aber deutete er an, daß er verschiedene wichtige Bekanntschaften mit außerordentlich weisen Männern gemacht und von ihnen viel Angenehmes erfahren hätte.

Einer dieser außerordentlich weisen Männer war Bischoffwerder. Die Neigung des Prinzen zur Mystik benutzte er schlaue, um dessen Wunsch nach Aufnahme in den wundertätigen Rosenkreuzerorden zu erregen; zu erregen, aber noch längst nicht zu erfüllen. Dazu bedurfte der Prinz angeblich noch vielfacher, gründlicher Läuterung. Bischoffwerder führte ihm seinen Freund Woellner zu, und nun arbeiteten beide an dem Umgarnten, um aus ihm ein gefügiges und für ihre Zwecke brauchbares Mitglied des Ordens zu machen.

¹⁾ Auch in seinen Werken (Oeuvres posth. V, p. 253) gedenkt der König lobend des Prinzen: „Ce prince se distingua à différentes reprises par sa vigilance et par ses bonnes dispositions.“

²⁾ Städtchen im nördlichen Böhmen, dicht an der schlesischen Grenze, an der Straße nach Landshut.

Am 8. Aug. 1781 wurde Friedrich Wilhelm unter dem Namen Ormesus in den Orden aufgenommen.

Die Aufnahme erfolgte in Gegenwart von nur drei Ordensbrüdern: Rufus (Herzog Friedrich von Braunschweig), Farferus (Bischoffwerder) und Heliconus (Woellner). Friedrich Wilhelm hat als Erinnerungen an diesen hohen und zwei andere Weihetage vier Schriftstücke bis zu seinem Tode aufbewahrt. Licht, wie von Scheinwerfern in die annoch dunkle Zukunft des künftigen Herrschers geworfen, strahlt von ihnen aus. Sie tragen zum Verständnis dessen bei, was die Regierung Friedrich Wilhelms II. über Preußen gebracht hat.

Zwei der Schriftstücke stammen vom 8. Aug. 1781, dem Tage der Aufnahme: die Exhortation und die Einsegnungsrede, jene von Bischoffwerder, diese von Woellner gesprochen. Die Exhortation beginnt mit einem langen Gebet. Auf die für die Aufnahme geschehene Vorbereitung des hohen Kandidaten wird hingewiesen, auf seine erfolgte Sinnesänderung, auf die Ablegung des alten und die Anziehung des neuen Adams. Daran schließt sich die Ermahnung zur treuen Erfüllung der Ordenspflichten. Der Sprecher ist von dem guten Willen und der Gewissenhaftigkeit des Prinzen überzeugt; denn als Augenzeuge kann er bekunden¹⁾, wie derselbe den Gefahren entgegenzugehen und seine Pflichten mit Verachtung aller Mühseligkeiten zu erfüllen gewohnt ist.

Vom Geist tiefster Frömmigkeit durchdrungen waren die einleitenden Sätze von Woellners Rede. Dann wies er den Prinzen auf die Bedeutung seines Eintrittes in einen Orden hin, der sich die Ehre des Schöpfers und das wahre Glück der Mitmenschen zum Ziel gesetzt habe und mit besonderen Gnadenbezeugungen begünstigt sei. Die Vorsteher des Ordens rühmte er als Gottes auserwählte Freunde; längst von aller Sünde entfernt, haben sie das Ebenbild des Höchsten wiedererlangt. Deshalb besitzen sie Licht im Verstande, Heiligkeit im Willen, Leiber ohne Gebrechen; deshalb schauen sie klar in das Innere der Natur, die ihren Befehlen freudig gehorcht. Vereint finden sich in ihnen alle Wunderkräfte der Propheten und der Apostel. Woellner erinnerte den Prinzen an seine Berufung im Lager bei Schatzlar. Darum, versicherte er, halte ihn der Orden, der nie etwas ohne den Willen Gottes tue, wert und schätze ihn hoch. Diese Wertschätzung bekundete der Orden damit, daß er ihm einen seiner höchsten Vorsteher, einen heiligen kraftvollen Mann — gemeint war Bischoff-

¹⁾ Im Feldzuge von 1778.

werder — zum Führer im Orden bestimmte. Dieser mächtige Geleitsmann wird von Stund' an den Prinzen herzlich lieben, Beschützer seiner Seele sein, täglich kraftvoll für ihn beten, täglich ihn kraftvoll segnen und dafür sorgen, daß das Werk seines Schützlings nicht unvollendet bleibt. Woellner ermahnte den Prinzen zur Folgsamkeit gegen seinen Führer, dessen Rat allemal Gottes Rat sei; denn Gott würdige stets den Orden seiner näheren Offenbarung und handele unmittelbar durch den Orden zum Besten seiner Mitglieder. Endlich betonte er die Wichtigkeit dieses Bündnisses mit Gott und die Bedeutung des hochheiligen Ordenseides. Keine Macht auf Erden, so schloß er, könne diesen Eid, diesen mit Gott geschlossenen Bund lösen, einen Bund, der eine wichtigere Alliance sei, als alle Reiche der Erde sie zu bieten vermöchten, und in dessen Schutz sich der Prinz als ein Sohn des Ordens in jedem gerechten Kriege auf die Stärke des Ordens verlassen dürfe.

Das dritte Schriftstück ist eine — jedenfalls von Woellner — bei der Beförderung des Prinzen zu einer höheren Stufe am 19. Juni 1782 gehaltene Rede. Wenn auch der Redner sich nicht von schwärmerischen Vorstellungen frei hielt und in das Gebiet der Phantasie ausschweifte, so faßte er doch endlich auf dem festen Boden der Wirklichkeit Fuß. Er zeigte dem Prinzen, über welche Kräfte er dereinst als König gebieten würde, wenn er in der Würde des Magus die höchste Stufe erreicht hätte. Und diese nicht verächtlichen Kräfte waren: alle Menschen, die er bei seiner Thronbesteigung in wichtigen Ämtern findet, ganz untrüglich zu prüfen und nach dieser Prüfung die Unwürdigen zu entfernen, die Redlichen und Tugendhaften aber um sich zu versammeln; die Untertanen ohne alle Berichterforderung, deren ein Magus nicht bedarf, glücklich zu machen; in die Geheimnisse der fremden Kabinette zu schauen und ihre Anschläge zu vereiteln, ehe sie zum Ausbruch kommen können; im Kriege den Sieg zu gewinnen; besser als irgendein profaner Gottesgelehrter in der ganzen Welt die wahre von der falschen Religion zu unterscheiden.

Von Heliconus — also Woellner — ist das vierte und letzte Schriftstück unterzeichnet, eine Rede, gehalten an dem Tage¹⁾, an dem der Prinz in die Zahl der weisen Meister aufgenommen wurde. Geöffnet war vor ihm das so tief verborgene Tor zu dem inneren Heiligtum des Ordens, und zwar auf Gottes Geheiß durch Befehl der hohen Oberen. Der heutige Tag wurde ihm wichtiger gemacht als der seiner künftigen Thronbesteigung. Hohe Aufgaben

¹⁾ Das Schriftstück ist nicht datiert.

harren sein, wenn er König geworden. Das Christentum seines Großvaters Friedrich Wilhelms I. soll ihm vorbildlich sein. Hätte es nicht noch im Siebenjährigen Kriege auf dem Lande geruht, so wäre derselbe nicht von so glücklichem Ausgang gewesen. Die Sittenlosigkeit und die Unchristlichkeit der darauf folgenden Zeit ist ein Erzeugnis der sogenannten aufgeklärten Religion. Hier hat der künftige Herrscher mit Tatkraft einzugreifen und zu hemmen, und das um so mehr, als die hohen Oberen warnend darauf hingewiesen haben, daß eine äußerst wichtige Epoche der Welt mit Riesenschritten herannahe. Die persönliche Bekanntschaft mit ihnen, den hohen Oberen, in ihrer ganzen Größe wird dem Prinzen zuteilwerden, wenn er auf den höchsten Stufen des Ordens angelangt ist. Dann wird er sie schauen, die durch göttliches Licht und seraphische Heiligkeit sich unendlich weit über die Masse der Sterblichen erheben; dann werden sie ihn in den Schoß ihrer geheimsten Verbrüderung aufnehmen und ihm gern das Große mitteilen, was alle Schatzkammern aller Potentaten der ganzen Erde zusammengenommen nicht zu bezahlen vermöchten.

So beschaffen war das Netz, das die schlaun Menschenfischer Bischoffwerder und Woellner über den leichtgläubigen, vertrauensseligen Schwärmer warfen. Willenlos, rettungslos verfiel er ihrem Einfluß. Bischoffwerder nutzte seinen Wunderglauben aus, Woellner seinen Gottesglauben; dabei ging sein ursprünglich gesunder Menschenverstand in die Brüche. Als die mit dem Prozeß gegen die Gräfin Lichtenau¹⁾ beauftragte Kommission die bei ihr gefundenen Briefe Friedrich Wilhelms durchgelesen hatte, kam sie zu dem Schluß: daß mit dem Feldzug des J. 1778 der Hang des Königs zu übernatürlichen Wirkungen Verstorbener; sein Glaube an außerordentliche Kräfte bestimmter Personen, ihn in allen seinen Handlungen leiten zu können; seine Unterwürfigkeit unter den Ausspruch dieser höheren Wesen, verbunden mit überspannten Religionsbegriffen, sichtbar zugenommen hat, und daß diese seine Denkungsart bis an sein Lebensende unverändert geblieben ist. Der König versank, so berichtete die Kommission im Hinblick auf die ihn beherrschenden Personen, unvermerkt immer mehr unter ihre Gewalt, so daß man ihn ohne allen eigenen Willen nur nach

¹⁾ Wilhelmine Enke, 1782 verheiratet mit dem Geh. Kämmerer Ritz, 1796 zur Gräfin Lichtenau erhoben. Sofort nach dem Tode des Königs wurde sie in Haft gehalten. Ihre gründliche Vernehmung in den Tagen vom 16. bis zum 28. Jan. 1798 ergab nichts derartig Belastendes gegen sie, daß der Strafprozeß hätte angestrengt werden können.

dem Rat der Gräfin oder ihrer Helfershelfer in blinder Unterwürfigkeit, unter der Leitung Gottes — wie er es glaubte — handeln sieht.

Zu diesen Helfershelfern zählten Bischoffwerder und Woellner; sie hatten jetzt den künftigen Herrscher in der Hand wie eine Tonmasse, die sie nach Belieben formen durften. Die Gräfin Lichtenau höhnte über Bischoffwerder, der in jeder Ecke Geister sehe. Er behauptete, jedesmal, wenn er mit Friedrich Wilhelm zusammen sei, von einem Geist umarmt zu werden. Diese Umfassung erklärte er für eine Annäherung des H. Geistes. Der König glaubte ihm und hielt deshalb den ihm vom Orden gesetzten Führer für einen heiligen Mann. Bischoffwerder brachte ihn dahin, daß auch er sich, vornehmlich an Festtagen, von Geistern umgeben fühlte; daß er ihre Stimmen zu hören meinte, wenn der Wind durch den Kamin fuhr oder ein Möbelstück knackte. Eine schließlich krankhafte Neigung beherrschte ihn, alle natürlichen Erscheinungen und Vorgänge für etwas Außerordentliches zu halten. Er empfand mit der Zeit die geistige Abhängigkeit von seinem Führer als schweren Druck und klagte seiner Freundin häufig, daß er keinen freien Willen habe. Wenn sie ihn dann fragte, wer denn seinen freien Willen einschränke, da er doch ein so gutes Herz und so viel Verstand besitze — so erhielt sie zur Antwort: „Da sind so viele Verhältnisse, die verstehst du nicht. Das eine kann ich nicht, das andere darf ich nicht.“ Seine Liebe zu dem Freunde Bischoffwerder schwand, nicht aber die Scheu vor Bischoffwerder dem Heiligen. Allein das ihm lästige Joch abzuwerfen, fehlte ihm der Mut.

Je näher die Zeit heranrückte, für die mit dem Ableben König Friedrichs gerechnet werden mußte, um so schärfer richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf Äußerungen und Handlungen des Thronfolgers, aus denen sich auf die künftige Ausübung seines Herrscheramtes Schlüsse ziehen ließen. Berlin und Potsdam, und dieses erst recht, waren im Sinne des 20. Jh. Kleinstädte. Die Beziehungen des Prinzen zu den Rosenkreuzern blieben nicht verborgen. Von dem Geisterspuk, den man ihm in seinem Schloß vorzauberte, redeten die einen mit Scheu, die anderen mit Verachtung. Spalding¹⁾ spricht von der immer sichtbarer werdenden innigen Verbindung und Vertraulichkeit Friedrich Wilhelms „mit gewissen zu einem geheimen Orden gehörenden und in demselben

¹⁾ Spalding S. 111.

tief eingeweihten Personen, von welchen es bekannt war, daß sie, es sei nun aus Überzeugung oder aus Ordenspflicht, zum Behuf anderer Absichten darauf ausgingen, das Stimmrecht der Vernunft von der Beurteilung der Religionserkenntnisse möglichst auszuschließen und die letzteren in die dicksten Finsternisse des Scholastizismus und Mystizismus ohne alle unmittelbare und merkliche Anwendung auf wahre christliche Moralität zurückzuführen“. Unter den Aufklärern, besonders den Berlinern, war die Furcht vor den Jesuiten verbreitet; sie mußten sich manch spöttisches Wort über ihre Jesuitenriecherei sagen lassen. Hinter den geheimen Gesellschaften witterten sie die Tätigkeit dieses Ordens, der um so gefährlicher erschien, als er unsichtbar und unfaßbar blieb. Auch Woellner wurde katholischer Bestrebungen beschuldigt.¹⁾ In seinem schon angeführten Bericht an König Friedrich Wilhelm III. vom 15. Dez. 1797 kommt Steinbart darauf zu sprechen. „In Berlin“, so schreibt er, „gibt es einige sehr verständige Männer, welche wissen wollen, daß eine gewisse Branche oder ein höherer Grad der Maçonnerie, darin Umgang mit höheren Geistern, Universalmedizin, Goldmachen und andere übermenschliche Kenntnisse zu erlangen vorgespiegelt werden, ihre Mitglieder den feierlichsten Eid eines unbedingten Gehorsams gegen die Ordensoberen ableisten lassen, daß diese auswärtige unbekannte Oberen aller Wahrscheinlichkeit nach Jesuiten seien, und daß der von Woellner vermittelt dieser Maçonnerie sich an des Höchstseligen Königs Maj. anzuschmiegen Gelegenheit bekommen habe.“

Seit dem Juni 1784 hielt Woellner dem Prinzen Vorträge über die Staatsverwaltung. Lehrer und Hörer begegneten sich in dem Haß gegen König Friedrich. Was dessen Regierungsweise herabsetzen konnte, das wurde mit hämischer Freude vorgetragen und mit offenem Wohlgefallen vernommen. Wenn die Zeit erfüllet war, mußte alles anders werden; vor allem auf kirchlichem Gebiet. Woellner setzte seine Gedanken darüber in einer „Abhandlung von der Religion“ auf.²⁾ Ganz im Sinne des hohen Lesers eiferte er gegen die Aufklärung, gegen die falsche Toleranz und gegen

¹⁾ In einem Briefe Woellners findet sich aber folgende Äußerung: „Gott bewahre uns vor allem Katholizismus und der geistlichen Tyrannei des Papstes! Er bewahre uns aber noch viel mehr vor dem ungeistlichen Despotismus dieser beiden kleinen Skribeler.“ Gemeint sind Gedike und Biester, die sich in ihrer „Berlinischen Monatsschrift“ durch ihre Angst vor katholischer Proselytenmacherei geradezu lächerlich machten.

²⁾ S. Abschnitt V: Der Kriegsplan.

Zedlitz, den er zu ersetzen gedachte. „Das sind die schönen Folgen der Aufklärung!“ jammerte der Heuchler. „O gnädigster Herr, um Gottes willen, um Ihres guten Volkes willen erbarmen Sie sich dereinst und schenken meinem armen Vaterlande die reine Religion Jesu wieder!“ Das konnte nur geschehen, wenn an die Spitze des Geistlichen Departements²⁾ der rechte Mann gestellt würde. Über ihn gab er die Erläuterung: „Aber dieser Mann muß kein Religionsspötter wie Zedlitz sein, sondern ein kluger Mann, der selbst Religion hat und ganz Patriot ist, dabei nicht seinen Privatnutzen und Gemächlichkeit, sondern das Beste des Ganzen zur einzigen Beschäftigung seiner Seele sucht. Ein solcher Mann wird diesen Teil der Regierungslast Eurer Königlichlichen Hoheit sehr erleichtern, weil sich Höchstdieselben auf ihn sicher verlassen können.“ So schilderte der bescheidene Woellner den kommenden Mann, und wenn dereinst der Herrscher ihn selbst berufen sollte, so würde er demütig hervortreten und sprechen: „Der Herr zeige, wen er erwählet hat! Siehe, hie bin ich!“

Der 17. August 1786 brachte den von vielen ersehnten Thronwechsel. Auch Woellner wird zu denen gehört haben, die da froh waren, „daß der alte Filz endlich abgedrückt hatte“. Der neue Herr spendete Gnaden mit freigebiger Hand; auch solche, die nichts kosteten und doch die Begnadeten hoch erfreuten. Zahlreiche verdiente und unverdiente Männer wurden in den Adelstand erhoben, fast zu viele. Wenn man von diesen geadelten „Sechsunachtzigern“ sprach, so verzog man beinahe das Gesicht, wie wenn man an ein mißratenes Weinjahr mit saurem Gewächs dachte. Auch Woellner durfte seit dem 2. Okt., dem Tage der Huldigung in Berlin, seinem Namen das ersehnte Wörtchen „von“ vorsetzen, das der verstorbene König „dem betriegerischen und Intriganten Pfafen“ verweigert hatte. Ein anderer wäre vielleicht vorläufig mit dieser Auszeichnung zufrieden gewesen und hätte geduldig die Stunde abgewartet, die ihn wieder ein Stückchen vorwärtsbrachte. Aber Woellner war ein Mann, der, wie man sagt, gleich aufs Ganze ging. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen. Schon am 7. Okt. schrieb er dem König in nicht mißzuverstehender Weise: „Ich habe von jeher so gern Minister des Geistlichen Departements werden wollen. Wage ich wohl zu viel, E. K. M. zu bitten, mir unterdessen den vakanten Platz als Finanzminister zu geben?“ Er mußte sich gedulden: er wurde weder das eine noch das andere.

²⁾ Von jetzt an abgekürzt: GD.

Aber der König stillte seinen Machthunger mit schönen Titeln und dazugehörigen Gehältern. Er sehe seine Aufgabe darin, so hatte der streitlustige Mann im August an Bischoffwerder geschrieben, „die Aufklärer zu demütigen“. Noch war die Stunde des Kampfes nicht gekommen, er mußte das halbgezückte Schwert in die Scheide zurückstoßen; aber wenn der Herrscher den Schlachtruf erschallen ließ, so rechnete er „in dem Kriege gegen die Aufklärer auf das Generalkommando“. Und darauf durfte er mit Sicherheit rechnen; denn der König konnte keinen trefflicheren Streiter für Gott und Fürsten erwählen als einen Mann, der den Satz geprägt hatte: „Der Wille des Regenten ist für den Untertan der Wille Gottes.“
